

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 94 Bromberg, den 25. April 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

(1. Fortsetzung.)

Die Nacht stand wie eine graublaue Mauer vor dem Fenster. Der Wind drehte in ungleichen Abständen eine alte Wetterfahne auf irgend einem Häuschen der Schrebergärten und nahm ihr mißtönendes Geschrei mit sich, trug es den Häusern zu, wo es sich in den Geräuschen der nächtlichen Großstadt verlor.

Helen Clifford lag mit offenen Augen in dem schmalen Bett, sah nach der Decke, auf die das Mondlicht verschwommene Arabesken malte und horchte mit geschärften Sinnen der Melodie ihres Blutes.

Sie konnte so selten schlafen seit der Operation, dieser Operation, die der Arzt mit soviel ängstlicher Vorsicht ausgeführt hatte. Jede Nacht war es ihr jetzt, als müsse sie dem unregelmäßigen Pochen ihres Herzens lauschen. Hatte das Herz nicht eben wieder ausgesetzt? Helen Clifford fühlte sich selbst den Puls. In müden Schlägen tat das Herz seinen Dienst.

Das weiße Mondlicht zitterte in dem großen Spiegel des Kleiderschrankes. Jetzt stolperte der Puls wie ein müdes Pferd, das die letzten Schritte zum Ziel abgehetzt und unwillig zurücklegte.

Die Kranke nickte vor sich hin. „Signal . . ." — sagte sie leise, aber doch so laut, daß der Ton als unerwartetes Geräusch durch das Zimmer schwirrte. Sie horchte dem Worte nach, als habe eben ein Fremder gesprochen.

„Signal . . ." — wiederholte sie, daß es wie ein Hauch klang. Und auf diesem matten Laut liefen ihre Gedanken längst verlassene Wege, auf denen ihre Kinderschuhe getreten waren . . .

Sie sah sich, einen mutwilligen Backfisch, über die Felder des pommerschen Gutes laufen, das der Vater mit ewig sorgenvoller Stirn gegen die Anstürme der Gläubiger verwaltete. Sie sah sich, als der unvermeidliche Zusammenbruch endlich doch gekommen war, als eines der vielen tausend jungen Mädchen in Newyork vor der Schreibmaschine sitzen, bis Mister Clifford — der große Mister Clifford — ihr die Hand fürs Leben gereicht hatte und mit einem Schlage Not und Armut für sie nur noch Begriffe wurden. Sie hörte die Stimmen der längst Verstorbenen, sah ihre Gesichter, vergessene Worte tauchten auf, bekamen Farben und waren wieder bei ihr. Dann senkte sich über all diese bunten Erinnerungen der plötzliche Tod Mister Cliffords wie ein dunkles Tuch. Sie durchlebte nochmals den Zusammenbruch ihres Vermögens, und ein Abglanz des Triumphes war in ihr, als sie daran dachte, wie sie allein — eine Frau im Kampfe mit der Börsenmeute Newyorks — die Firma Clifford gerettet und zu ihrer jetzigen imponierenden Kraft geführt hatte.

In ihrem Unterbewußtsein wachten die Stimmen wieder auf, daß diese Reminiszenzen, die sie überfluteten, nichts anderes seien als die Vorboten jenes Augenblicks, der alle Tatkraft in das Nichts zurücknimmt.

Die Furcht sprang sie an. Hastig riß sie an der Klingel, die die diensthabende Schwester zu ihr rief.

Jolli trat ein. Einen Augenblick stand sie an der Tür, still verwundert, daß in dem Zimmer der Patientin kein Licht brannte. Sie schaltete die elektrische Birne ein. „Haben Sie geklingelt, gnädige Frau?"

Der Wohllaut dieser jungen Stimme wirkte wie ein Narkotikum auf Helen Clifford. Der schmerzende Druck, der sich über ihr Herz gesenkt hatte, löste sich. Die Gespenster der Nacht wichen. Sie schwankte, ob sie die Schwester nicht wieder hinausschicken sollte. Aber schon bei diesem Gedanken kamen die dunkeln, peinigenden Ahnungen wieder über sie.

„Können Sie ein wenig bei mir bleiben, Jolli? Das dumme Herz quält wieder. Ich glaube, es ist schon sehr müde. Müder noch wie ich."

Mit der gewohnheitsmäßigen Bewegung der Krankenpflegerin faßte Jolli die Hand, um den Puls zu fühlen. Dabei fiel es ihr auf, wie welk diese Hand war im Vergleich zu dem Gesicht, das sich gegen das Alter siegreich behauptet hatte.

„Soll ich den Professor wecken?"

„Danke, Jolli, es ist nicht nötig, der Anfall ist vorüber. Aber ich wäre froh, wenn Sie bei mir blieben." Trotz aller Beherrschtheit hatte Helen Cliffords Stimme den bittenden Ton, in dem Kranke sprechen, die an ihrer Genesung zweifeln.

Jolli setzte sich in den großen Sessel, der für die Nachtwachen neben dem Bett stand. Dabei flog ihr Blick über die Bilder, die schon beim Auspacken ihre Phantasie beschäftigt hatten. Sie war zu sehr gewohnt, an Krankenbetten zu wachen, als daß ihr diese Stunden irgendetwas Besonderes gewesen wären. Ihre Gedanken gingen ihre eigenen Bahnen, die merkwürdigerweise immer wieder um diese Bilder kreisten, die ihr als Gegenpol ihrer eigenen Existenz bedrückend und zugleich verlockend erschienen. War es denn möglich, daß Menschen so ausgelassen fröhlich sein konnten?

Helen Clifford hatte sich auf den linken Arm gestützt, und während die eiligen Pendelschläge der Schreibtischuhr das einzige Geräusch waren, lasen ihre Augen unter den halb geschlossenen Lidern in dem offenen, noch ein wenig unfertigen Gesicht der jungen Schwester, das von der gestärkten, weißen Haube eng umschlossen wurde.

„Nehmen Sie doch diese scheußliche Kappe ab!" sagte sie plötzlich mit der alten Energie in ihrer Stimme, „ich habe Ihr Gesicht ja überhaupt noch niemals richtig sehen können!"

Jolli fuhr aus ihren Gedanken auf. „Die Haube — aber die gehört doch zu meiner Tracht!"

„Ach was — Tracht! Ich will einen Menschen um mich haben, aber keine steifleinene Puppe! Firlefanz ist das!"

Mit zwei raschen Griffen löste Jolli die Bänder, die unterm Kinn die Mütze festhielten und streifte sie ab.

„Sie sind ja ein hübsches Mädchen!" — Helen Clifford lächelte leise über das feine Rot, das bei diesen Worten in Jollis Gesicht stieg. „Man behandelt Sie nicht sonderlich gut hier, wie?"

Nur einen erschrockenen Blick bekam sie als Antwort. Sie lachte herzlich. „Ich bin eine alte, taktlose Frau — ich weiß es. Habe die Dinge immer beim rechten Namen ge-

nannt. Drüben ist man rücksichtsloser wie hier. Man erstickt seine Meinung nicht in Phrasen. Oberschwester Martha ist ein alter Drache!"

Jolli fühlte, daß sie die Verhältnisse, in denen sie groß geworden, irgendwie verteidigen mußte. „Diese Klinik ist meine Heimat, Missis Clifford. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß meine Mutter . . ."

„Natürlich, ich weiß alles. Aber deswegen wäre es nicht nötig gewesen, Sie wie einen Sträfling hier anzuziehen! Jawohl, wie einen Sträfling!" wiederholte sie mit der ihr eigenen Strenge, als sie merkte, daß Jolli etwas entgegnen wollte.

„Man hat mich gelehrt, daß mein Leben der Arbeit gewidmet ist." Bei diesem Satz konnte sie nicht verhindern, daß ihre Augen mit einem abweisenden Blick über die Bilder auf dem Schreibtisch flogen, die ihr jetzt wie die Propaganda einer anderen Weltanschauung ins Gesicht zu lachen schienen.

Helen Clifford bemerkte es. „Diese Maxime sollten Sie einmal dem jungen Mann auf dem Bild dort klar machen! Wissen Sie, wer es ist? Natürlich nicht — mein Neffe. Er schwört darauf, daß sein Leben dem Vergnügen gewidmet sein muß — natürlich auf Kosten seiner Tante!"

Der leichtsinnige Zug in dem Gesicht des jungen Mannes entging Jolli nicht; aber sie war bereit, alles zu verteidigen. Zu oft hatte sie ungerechte Beschuldigungen anhören und selbst einstecken müssen, um nicht bei jeder sich bietenden Gelegenheit ihrem Gerechtigkeitssinn Folge zu leisten. „Es kommt alles auf die Erziehung an!" — erwiderte sie altklug.

Erschreckend plötzlich richtete sich Helen Clifford auf. „Unsinn! Es kommt alles darauf an, ob man hier drinnen etwas hat! Die jungen Menschen von heutzutage vergessen vor lauter Gescheitheit das Wichtigste — das Herz. Sie ertränken sich entweder in einem Meer von Arbeit oder Vergnügen!"

Sie sank wieder in ihre Kissen. „Vielleicht erkennt man das erst, wenn man zurückschaut." Eine Weile schwieg sie mit geschlossenen Augen. Dann öffnete sie sie weit und fragte in einem nebensächlichen Ton: „Wie haben Sie sich eigentlich Ihre Zukunft gedacht, Schwester?"

Jollis Lippen wurden schmal. Diese alte Frau benahm sich wirklich taktlos. „Ich hoffe, ich werde hier bleiben können, Missis Clifford."

Helen Clifford stieß einen undefinierbaren Ton zwischen den Zähnen hindurch, der ebensogut eine Bejahung wie einen Widerspruch bedeuten konnte.

„Geben Sie mir das Bild, das in der Mitte steht!"

Aufmerksam betrachtete sie das Gesicht ihres Neffen. „Er ist nicht schlecht — bloß ganz und gar verdorben vom Geld, das ihm immer mühelos zugeflossen ist. Finden Sie nicht, daß es ein hübscher Mensch ist?"

Jolli konnte nicht umhin, zu bejahen.

„Wie gefallen Ihnen die jungen Mädchen, die ihn umschwärmen?"

Jolli wurde immer verlegener. Was sollten alle diese peinlichen Fragen?

„Sie sind sehr elegant", erwiderte sie hilflos.

„Jawohl — elegant und hohlköpfig. Stellen Sie das Bild wieder zurück . . . Nein! Setzen Sie diese schreckliche Kapuze nicht wieder auf! Ich mag Sie damit nicht sehen! Richten Sie mich ein wenig auf!" — befahl sie dann — „ich will mit Ihnen noch etwas plaudern!"

*

Die rotglühenden Astern senkten ihre Köpfe und ergaben ihre Schönheit dem ersten Frost, der in den nebligen Nächten über die Erde ritt. Für Jolanthe Falk blieb es sich gleich, ob es Sommer oder Herbst war. Die ewig gleichgestellte Uhr ihres Dienstes reihte die Tage aneinander.

Helen Clifford hatte sich erholt. Sie blieb noch einige Wochen in der Klinik als Rekonvaleszentin. Unter spitzfindig ersonnenen Vorwänden wußte sie Jolli oft stundenlang in ihrem Zimmer festzuhalten.

Wie Oberschwestr Martha die offenbare Hinneigung der amerikanischen Millionärin zu Jolli bemerkte, ließ sie ihre so gern geübte Strenge fallen. Sie schwang sich sogar zu kleinen Scherzen auf, indem sie Jolli das „künftige Adoptivtöcherlein" nannte und ihrem empfindungslosen Gesicht bei diesen Worten freundlich bedeutungsvolle Linien aufzuzwingen suchte. Sie verstieg sich sogar abends zu Besuchen in Jollis Kammer, die diese mit Erstaunen empfing.

In der Dämmerstunde eines frühdunklen Herbstabends stieg die Oberschwester die steile Treppe zu Jollis Kammer hinauf mit dem Vorsatz, heute ohne Umschweife auf ihr Ziel loszugehen.

„Missis Clifford wird uns nun bald verlassen, liebe Jolli", begann sie ihren Feldzug. „Hat sie bereits etwas Bestimmtes geäußert?"

Verständnislos sah Jolli sie an. „Sie meinte in 14 Tagen."

Ob dieser Begriffsstutzigkeit schüttelte Martha unwillig den Kopf. „Mein liebes Kind, wir wollen die Dinge endlich einmal beim rechten Namen nennen. Es ist lächerlich, daß wir beide voreinander Katze und Maus spielen. Die Sympathie, die Missis Clifford für dich hegt, ist so offensichtlich, daß selbst der Herr Professor gestern äußerte: „Ich glaube, wir werden Jolanthe nicht mehr lange bei uns haben". Also teile mir ruhig mit, ob Missis Clifford schon bestimmte Andeutungen gemacht hat."

Martha machte eine längere Pause, um abzuwarten, ob diese Worte Jolli zu einer Bemerkung veranlassen würden. Aber in dem stillen Gesicht zeigte sich keine Veränderung und unermüdlich stichelten ihre Hände in ruhigem Takt an ihrer Arbeit. Schwester Marthas Augen weiteten sich. „So rede doch endlich! Du kennst die Verhältnisse der alten Dame mindestens so gut wie ich. Sie hat einen verbummelten Neffen in Paris, der es nicht einmal für nötig gefunden hat, sie in den Tagen, da wir alle für ihr Leben fürchteten, zu besuchen. Von einer verwandtschaftlichen Liebe zu diesem jungen Nichtstuer kann doch wohl keine Rede sein."

Jolli schlug die großen, klugen Augen auf und sah die Sprecherin fest an. „Aber ich bitte Sie, Oberschwester, zu mir spricht Missis Clifford mit aller Liebe von ihrem Neffen, der zwar ein wenig leichtsinnig sei, aber das beste Herz von der Welt habe."

Mit einem jähen Ruck erhob sich Martha. „Na — wir wollen abwarten, liebes Kind. Was ich zu dir gesagt habe, war natürlich im strengsten Vertrauen gesprochen. Jedenfalls rate ich dir, Missis Clifford mit aller Freundlichkeit entgegenzukommen, deren deine — wir wollen mal sagen — etwas herbe Natur fähig ist. Und vergiß nie, was du der Klinik und mir, die ich doch sozusagen Mutterstelle an dir vertreten habe, an Dank schuldig bist."

Sie rauschte zur Tür hinaus, vorbei an der gänzlich verdutzten Jolli, wobei ihre ganze Figur, die in der vielen Stärke, die sie von Kopf zu Fuß wie ein Panzer umgab, leise knatterte.

Seit dieser Unterhaltung, die genau das Gegenteil bewirkte von dem, was sie bezwecken sollte, blieb in Jolli eine innere Verlegenheit Missis Clifford gegenüber haften. Harmlosen Sätzen legte sie eine Bedeutung bei, die ihnen gar nicht zukam. Schämte sich innerlich, den Eindruck erweckt zu haben, als suche sie aus der Sympathie, die ihr die alte Amerikanerin entgegenbrachte, für sich Vorteile herauszuschlagen. Ja, sie vermied ein Zusammensein mit Missis Clifford, so oft sie konnte.

Es war ein etwas feierlicher Abschied, als Missis Clifford das Haus des Professors verließ. Sie drückte allen dankend die Hand, stieg auf dem Anhalter Bahnhof, von Oberschwester Martha und Jolli geleitet, in das ihr reservierte Abteil 1. Klasse und entschwand taschentuchwinkend ihren Blicken.

„Nun . . .?" fragte Martha, als der Zug in einer Kurve entschwunden war.

„Was denn?" erwiderte Jolli.

„Sie ist fort!" sagte bedeutungsvoll Martha.

„Sie ist fort . . ." wiederholte Jolli mit einer leisen Trauer in der Stimme. Brüsk drehte sich Martha um. Es war ein Glück, daß Missis Clifford die Sätze, die in ihrem Herzen herumwüteten, nicht durch Gedankenübertragung erfahren konnte.

Unbeschwert und nur mit dem wehen Gefühl, wieder ganz allein zu sein, ging Jolli an ihre Arbeit. Die Besuche der Oberschwester hörten auf. Der blasse, unpersönliche Alltag war wieder da.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn die Riesenschlange speist ...

Von Franz Schombach.

Dem unzufriedenen Zeitgenossen, der sich über die Nöte der Gegenwart ereifert und immer nur das Vergangene zu rühmen weiß, kann mancherlei entgegengehalten werden. Jedenfalls hat uns die Tätigkeit der Kultur- und Naturforscher zu der Erkenntnis gebracht, daß die gute alte Zeit in mehr als einer Beziehung sehr zu Unrecht mit Nachruhm bedacht wird. Oder wer möchte in jener Periode gelebt haben, als noch die Kriechtiere unseren Planeten beherrschten! Die auf unsere Tage gekommene Gattung der Schlangen erfüllt uns schon durch ihren bloßen Anblick hinter Glas und Gitter des Zoologischen Gartens mit Entsetzen. Viel abstoßender noch ist das Gebaren des Reptils, wenn es sich auf seine Beute stürzt und sie verschlingt.

Schlangen wie unsere Ringelnatter lieben es, sich die Nahrung lebend zu Gemüte zu führen. Sie packen beispielsweise mit ihren Zahnrechen den Frosch und zerren den verzweifelt Zappelnden in ihren Schlund. Die Beweglichkeit ihrer Gesichtsknochen ermöglicht den Reptilien ein solch summarisches Verschlingen der Beute. Manche Schlangen dagegen lassen das durch den Biß des Giftzahns tödlich verletzte Opfer zunächst wieder lebend laufen. Dann folgen sie der Beute und verschlingen den Kadaver. Einen dritten Weg schlagen die sogenannten Schuppenwürmer ein. Sie verhalten sich mäuschenstill, wenn sie ein des Verspeisens wertes Tier herankommen sehen. Sobald das ahnungslose Geschöpf nahe genug ist, reißt dann die Schlange blitzschnell das Maul auf und schlägt die Hakenzähne in den Körper der Beute. In demselben Augenblick umringeln die Schuppen das gefangene Tier, das nach wenigen Minuten in der Umklammerung erstickt. Wenn der Tod eingetreten ist, läßt das Reptil die Beute fahren und macht sich an das Verspeisen, indem es zuerst den Kopf sucht. Das Fell der Nahrung wird mit Speichel überzogen, und langsam schieben sich die Kiefern über den Kadaver. Wenn die Speisende Luft holen will, steckt sie den Kehlkopf heraus, einen roten Schlauch, der aus der „Unterlippe" hervortritt. Ist die Beute endlich mit Haut und Haar verschlungen, dann drücken die Halsmuskeln sie in den Magen hinunter.

Es kommt natürlich auch vor, daß in dieser „Tischordnung" insofern eine Änderung eintritt, als die Speisende ihr Mahl nicht an dem Kopfe, sondern an den Beinen zu verzehren beginnt. Hierüber weiß der Wiener Forschungsreisende Egon Schott in seinem jüngst bei Julius Steiner erschienenen Buche zu berichten. Es war eine unheimliche Begegnung, die er einmal bei einem Jagdausflug in den brasilianischen Urwäldern hatte. Da machte ihn ein Halbindianer auf eine seltsame Erscheinung im Dämmerlicht des Lianengewirrs aufmerksam. Der Kopf eines jungen Hirsches tauchte aus dem Dickicht auf. Das Geweih war nach unten gerichtet. Aber der Kopf bewegte sich in langsamen Pendelbewegungen aufwärts, der Hals wurde länger und länger. Schließlich erkannte der Jäger zu seinem maßlosen Erstaunen, daß der Hirsch gar nicht lebte. Die Augen waren geschlossen. Die Zunge hing aus dem zusammengebissenen Maule. Der Hals wuchs und wuchs. Er war nicht weniger als zwei Meter lang, als er sich an einen Baum lehnte und der Kopf sich auf einen Ast aufstützte. Und nun erkannte der Forscher, welcher Art die unheimliche Erscheinung war. Er hatte eine riesige Schlange vor sich, die einen Hirschkopf im Maule trug. Der Rumpf des Getöteten befand sich bereits in ihrem Innern. Die Boa hatte alles verschlungen. Nur mit dem Geweih konnte sie nicht fertig werden. Aber sie hatte ja Zeit. Da sie den Kopf nicht abbeißen konnte, ließ sie ihn eben abfaulen. Es pflegt acht bis vierzehn Tage zu dauern, bis die Verdauung des Körpers und die Verwesung des Kopfes beendet sind. So lange muß das Reptil mit aufgesperrtem Rachen in der Wildnis umherwandern. Es ist unschwer zu begreifen, daß Schott bei diesem widerlichen Anblick von Ekel geschüttelt wurde und durch einen wohlgezielten Schuß das scheußliche Haupt des kriechenden Untieres zerschmetterte.

Unzählig sind die Feinde, die den gefräßigen Schlangen nachstellen. Wenn die Reptilien dem Gegner nicht entfliehen können, versuchen sie ihn abzuschrecken. Das geschieht in den verschiedensten Formen: durch Fauchen, durch übelriechende Absonderungen, durch drohende Gebärden. Die malerische Stellung, die solche Kriechtiere in der Kampfstimmung annehmen, hat vielleicht schon mancher bei den Vorführungen indischer Gaukler als Schlangentanz bewundern können. Vor allem ist das Reptil durch zahlreiche Nachkommenschaft auf die Erhaltung der Art bedacht. Während unsere Ringelnatter ihre Eier im feuchten Erdreich, in Moos und Laub verbirgt, brütet die Tigerschlange das Gelege aus, indem sie es wie ein Turban umringelt. Einen etwas possierlichen Anblick gewährt auch die Königsschlange, wenn sie von ihren vierzig Jungen umspielt wird. Die Mutterschaft vermag selbst ein sonst so widerliches Untier in einem versöhnenden Lichte zu zeigen.

Ein Bazillus wird geangelt.

Ein interessantes Hilfsmittel der Bakterienforschung.

Von H. Ernst Uhde.

Bakterien, von den harmlosesten Arten bis zu den gefährlichsten Krankheitserregern, werden bekanntlich von den Gelehrten zu Forschungszwecken künstlich auf eigens dazu hergestellten Nährböden von Gelatine, Agar-Agar oder ähnlichen Stoffen gezüchtet. Zu Millionen stehen die Kleinstlebewesen da dichtgedrängt nebeneinander, eins völlig dem anderen gleichend, soweit sie derselben Art angehören. Aber das scharfe Mikroskop enthüllt dem Auge des Forschers doch gewisse, wenn auch nur sehr geringe Unterschiede, die indessen unter Umständen für die Wissenschaft von Bedeutung sein können. So entsteht der Wunsch, gerade diese eine, bestimmte Bakterie aus der Unzahl der übrigen herauszunehmen und mit ihr eine neue eigene Kultur zur näheren Untersuchung ihrer Eigenschaften anzulegen. Denn erst dann kann es sich zeigen, ob die Abweichungen von den übrigen Artgenossen nur auf einem Zufall beruhten oder ob sich in ihr der Ansatz zur Entwicklung einer neuen, bisher noch unbekannten Art zeigte, die für den Menschen, je nach den Umständen, höchst gefährlich werden, aber auch sehr segensreich wirken kann.

Doch wie soll man nun gerade dieses einen, winzigen Geschöpfes aus der Menge der es dicht umdrängenden Millionen anderen habhaft werden? Sind diese Kleinstlebewesen doch von einer kaum vorstellbaren Winzigkeit, nur unter stärkster Vergrößerung unter dem Mikroskop sichtbar. Demgegenüber müssen selbst die feinsten Instrumente, die unsere höchst entwickelte Technik heute herzustellen vermag, einfach als grob bezeichnet werden. Und doch ist es kürzlich gelungen, eine Art „Bakterienangel" herzustellen, die es ermöglicht, aus einer Bakterienkultur gerade das gewünschte Kleinstlebewesen mit Sicherheit herauszufischen.

Dieses Wunderinstrument besteht im wesentlichen aus einem Faden von geradezu unvorstellbarer Feinheit. Muß seine Spitze doch imstande sein, das gesuchte winzige Beutestück mit Sicherheit zu fassen und aus der Masse der übrigen abzusondern. Dazu hat man einen Wolframdraht, wie er in unseren Glühlampen heute vielfach Verwendung findet, zu einem ein Spinnengewebe an Feinheit noch übertreffenden Faden ausgesponnen. Seine Spitze ist nicht stärker als ein tausendstel Millimeter.

Dieser Faden nun, den die menschliche Hand ohne Hilfsmittel nicht zu führen verstehen würde, ist in einen besonders konstruierten Metallarm eingespannt und kann mittels besonderer Schraubenführung in jedem beliebigen Sinne bewegt werden. Während der Forscher durch das Mikroskop sein Jagdgebiet beobachtet, führt er zugleich mittels entsprechender Hebel- und Schraubenstellung die Bakterienangel an die Kultur heran und in nächste Nähe der vorgemerkten Beute. Diese Annäherung bringt Leben in die Kleinstlebewesenwelt. Deutlich ist eine vorher nicht beobachtete Unruhe zu erkennen. Die in nächster Nähe der Nadelspitze befindlichen Bakterien eilen auf sie zu. Mit sicheren schnellen Griffen wird deren Spitze so gestellt, daß gerade das gesuchte Kleinstlebewesen sie als erstes erreicht. Im gleichen Augenblick hebt sich die Nadel auch schon wieder mit ihrer daran haftenden Beute in die Höhe. Der

Bazillus wird nun sorgfältig auf einen neuen Nährboden gebracht und erhält dort Gelegenheit, sich zu vermehren und in Kürze eine Kultur zu schaffen, an der sich alle die Gelehrten interessierenden Eigenschaften in Muße studieren lassen. Die Bedeutung eines derartigen Hilfsmittels für die wissenschaftliche Forschung liegt auf der Hand, und die ersten Versuche mit der „Bakterienangel“ am Pathologisch-anatomischen Institut der Universität Wien haben denn auch durchaus zufriedenstellende Erfolge gezeitigt.

Anna Boleyn geht um...

Die weiße Frau im Tower.

In den Gängen des Tower marschieren nachts Posten umher. Man hört ihren Schritt weit durch die Gänge hallen. Seit Jahren kein beunruhigendes „Tätigkeitsfeld“. Aber auf einmal ist es anders.

Vor ein paar Tagen hörten die beiden Posten am Eingang zum inneren Tower einen durchdringenden Schrei voller Angst. Einen Schrei, wie ihn nur ein Mensch in höchstem Schreck ausstoßen kann.

Die Torposten alarmierten die Wachen und eilten selbst durch die Hallen. An dem niedrigen Zugang zum Tower-hill fanden sie einen jungen Soldaten der Wache. In die Knie gesunken, mit weit aufgerissenen Augen, gelähmt vor Schreck. Man brachte ihn fort; langsam erholte er sich; ein Offizier nahm ihn ins Verhör. Was da los gewesen sei? „Ich habe eine Frau ohne Kopf gesehen!“ „Sind Sie ein Soldat des Königs von England oder ein Spinnmädchen aus Schottland?“ fragte der Offizier ärgerlich zurück. „Nein, es ist keine Täuschung gewesen. Vier Schritt von mir! Eine Frau, ganz in Weiß, ein junge, gewiß schöne Frau; aber sie hatte keinen Kopf!“

Und seit dieser Nacht haben noch weitere Posten, harte und entschlossene Burschen, das „Gespenst im Tower“ gesehen. Sie sind ihm entgegengetreten, sind ihm gefolgt. Dann war es mit einem Male verschwunden . . .

Das Gespenst im Tower ist Jahrhunderte alt; es ist nicht oft erschienen; aber wenn es kam, dann standen große Dinge, meist sehr schlimme Dinge bevor. Deshalb hält man auch diesmal das Erscheinen der Frau ohne Kopf, soweit das möglich ist, in England geheim. Man will dem Volke, das auch in England stark zu okkulten und mystischen Geisterseherei neigt, jede Beunruhigung fernhalten.

Wer ist diese weiße Frau ohne Kopf? Anna Boleyn, einer der bemitleidenswertesten Menschen der englischen und überhaupt der Geschichte. Anna Boleyn war eine schöne Frau; sie war so schön, daß sie in ihrer englischen Heimat und in Frankreich, wohin sie mit ihrem Vater, dem Grafen von Wiltshire und Ordmond, kam, größtes Aufsehen erregte. Katharina von Aragonien, die Gattin des englischen Königs Heinrich VIII., nahm sie als Hoffräulein in ihre Nähe. Hier sah der König Anna Boleyn und verfiel ihren Liebreizen. Er zerbrach seine erste Ehe, und ohne ihre kirchliche Trennung abzuwarten, schloß er ein neues Eheband mit Anna Boleyn, die so zur englischen Königin wurde. Als aber die Schwangerschaft die Figur der schönen Anna zeitweise verunstaltete und als das erwartete Kind gar nur eine Tochter — übrigens die spätere große Königin Elisabeth — war, da hatte Heinrich genug von der schönen Frau. In jahrelangem Bemühen konstruierte er gegen Anna Boleyn eine Anklage, in der er sie des Ehebruches und sogar der Blutschande zieh. Anna schwur bei Gott und allen Heiligen vor dem Gerichte, daß sie unschuldig sei. 26 Piers aber erkonnten so, wie der König es erwartete, und sprachen am 15. Mai 1536 Anna Boleyn schuldig. Vier Tage später fiel das schöne Haupt der erst 32 Jahre alten Königin unter dem Beil des Henkers.

Seit diesem Tage geht Anna Boleyn, weil das Verbrechen an ihr ungerächt geblieben ist, im Tower um.

Ein Königsmord soll geschehen, wenn sie kommt. Man spricht von Krieg und anderem grausigen Geschehen. Die harten Soldiers der britischen Armee gehen mit einem leichten Herzklopfen unter dem dicken Uniformrock durch die Hallen des Tower, am Tower-hill vorbei, wo die Hinrichtungen stattfanden.

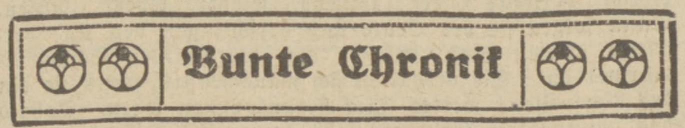
Man kann eine lange Liste anlegen von jenen Personen, die eines gewaltsamen oder eines geheimnisvollen Todes im Tower starben. Um nur einige zu nennen: Heinrich VI. und Eduard V. wurden hier ermordet. Das Ende Eduards V. und des Richard York, seines Bruders, wurde niemals aufgeklärt. Auf dem Tower-hill ließen ihr Haupt Johanna Gray, Katharine Howard, Anna Boleyn, Graf Essex, Sir Thomas More, Graf Warwick, der Bischof von Rochester. Die Reihe geht noch lange weiter.

Was ein richtiges Schloß ist, das hat auch seinen Hausspuk. Geister gehen in allen größeren Schlössern um. Man kennt die zahlreichen Geschichten um das Familiengespenst der Hohenzollern, ebenfalls eine weiße Frau, aber mit Kopf. Vor großen Geschehnissen geht sie plötzlich durch die Hallen des Berliner Schlosses. Im vergangenen Jahre wurde berichtet, man habe die geheimnisvolle Frau gesehen.

In München, in Wien, im Kreml, in den Tuilerien — überall weiß man Geschichten von Hausgeistern und zukunftskündenden Gespenstern zu erzählen.

Man hat Erklärungen gesucht für die Erscheinungen: überspannte Phantasie, Betrug, fluoreszierendes, faulendes Holz, Selbsttäuschungen, Fieberwahn . . .

Wer von den Geistern hört, wird sich vielleicht damit zufrieden geben; wer sie sah, bleibt dabei, daß ihm die weiße Frau begegnete, wie auch jener Wachtposten im Tower, der, vor Schrecken erstarrt, aufgefunden wurde.

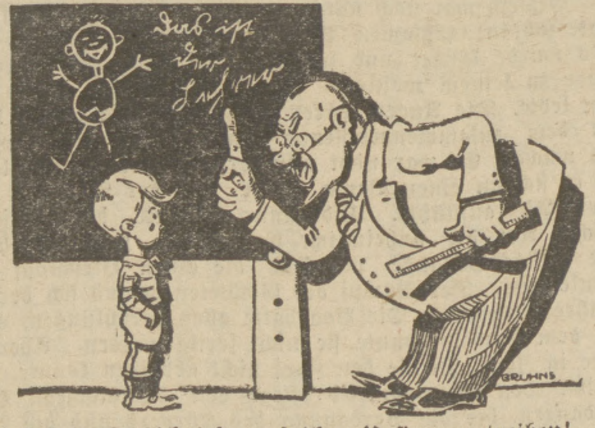


Forschungsreisender während seiner Huldigung plötzlich gestorben.

Der bekannte französische Journalist und Entdeckungsreisende Mathieu ist vor einigen Tagen plötzlich gestorben, und zwar in dem Augenblick, als man seine Rückkehr vom Tsadsee feierte. Schon bevor er mit seiner Expedition, die er im Auftrage des „Matin“ ausführte, auszog, war er krank. Er bestand aber darauf, die Expedition zu leiten. Nachdem dieselbe glücklich erledigt und Mathieu mit seinen Begleitern nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde er während eines Diners, das der Automobilklub ihm zu Ehren gab, plötzlich unpäßlich und war einige Minuten später schon tot. Mathieu war als Kriegskorrespondent auf dem Balkan und später in Marokko tätig gewesen. Er war der einzige französische Journalist, der ein Interview mit Abd el Krim erlangt hatte.



Strafe muß sein!



„Ich werde dich lehren, solchen Unsinn zu treiben! Zur Strafe schreibst du hundertmal: „Ich bin ein ganz großer Taugenichts!“, und läßt es von deinem Vater unterschreiben!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg